

Suhrkamp

Natalja
Kljutscharjowa
Endstation
Rußland

Roman

suhrkamp nova

Rußland heute ist ein Land der Extreme: bitterste Armut in den abgehängten Provinzen, schamlos ausgestellter Reichtum in der Megametropole Moskau. Ein Land, in dem die Wut brodeln und junge Leute revolutionär gestimmt sind. Sie sympathisieren mit den Zaren-attentätern, befassen sich mit Bombenbau oder übersetzen Slavoj Žižek. Nikita, Anfang Zwanzig, ist einer von ihnen: ein Petersburger Student, der zu Ohnmachtsanfällen neigt und mit Jasja zusammen war, bevor sie einem Geschäftsmann in die Schweiz folgte. Ihren Verlust kann er nicht verwinden. Seit sie fort ist, hält es ihn nirgends mehr. Er fährt kreuz und quer durchs Land und gewinnt mit seinem Lächeln das Vertrauen wildfremder Menschen, die ihm in der Eisenbahn ihr Leben erzählen – Geschichten, die ihn aufwühlen und schließlich zum Handeln zwingen.

Der Debütroman von Natalja Kljutscharjowa ist eine kurzweilige, grellbunte Enzyklopädie des Lebens im heutigen Rußland. Ein Land, in dem Transvestiten orthodoxe Priester werden und ein Rentnerkreuzzug zum Roten Platz zieht. Nikita, ein kleiner Bruder der Helden Dostojewskis, ist eine der liebenswertesten Gestalten, die die junge russische Literatur hervorgebracht hat.

Natalja Kljutscharjowa
Endstation Rußland

Roman

Aus dem Russischen von
Ganna-Maria Braungardt

Mit einer Nachbemerkung von
Swetlana Alexijewitsch

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 in der Zeitschrift *Novyj Mir*
und 2008 als Buch unter dem Titel
Rossija: obščij vagon
bei Limbus Press, Sankt-Petersburg.
Der Übersetzung liegt eine von der Autorin überarbeitete
und erweiterte Fassung zugrunde.

2. Auflage 2019

Erste Auflage 2010
suhrkamp taschenbuch 4157
© by Natalja Kljutscharjowa 2009
© der Nachbemerkung: Swetlana Alexijewitsch
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-46157-0

Endstation Rußland

1

Nikita hatte eine physiologische Eigentümlichkeit. Er fiel oft in Ohnmacht. Natürlich nicht beim Anblick von Blut oder bei einem häßlichen Wort, wie gewisse Turgenjewsche Fräulein, nein – einfach so: mitten im Gespräch, bei starkem Frühlingswind oder in einer Metrounterführung, die aussah wie ein Raumschiff. So sehr erregte ihn das Leben. Und so sehr nahm er sich alles, was um ihn herum war, zu Herzen, daß sein Organismus die Spannung manchmal nicht mehr aushielt und sich selbsttätig abschaltete. Anders ließ sich Nikita nicht zwingen, eine Pause zu machen und Atem zu holen, den es ihm ständig verschlug.

Außerdem tat Nikita häufig etwas weh, ganz plötzlich und irrsinnig heftig. Etwas, das sonst niemandem weh tat, irgendein absurder Körperteil. Zum Beispiel die Ferse. Oder das Handgelenk. Oder sogar der Zeigefinger. Auch der Schmerz legte ihn lahm, aber nicht so abrupt, Nikita nahm die Umwelt noch wahr – als Bild hinter trübem Glas. Tief drinnen aber breitete sich Stille aus, in der Grillen zirpten und Zikaden ihr gewichtiges Wort sprachen. Nikita lauschte den Zikaden und schaute lächelnd auf die Welt. Wie aus weiter Ferne. Wie aus einem anderen Leben. Und der Zug rollte sanft nach Toschtschicha ...

Nikita kam zu sich.

Mit den trüben Augen des offenen Abteilwagens blickte ihn sein Land an. Sein Hinterkopf sammelte Läuse aus einer fremden Jacke, die Beine hatte er in dem engen Gang zwischen Bündeln, Koffern und Rollwagen ausgestreckt.

Das Land machte immer wieder Anstalten, Nikita mit heißem Wasser zu übergießen, wenn es bedrohlich schwankend nach den Haltestangen griff, ihn mit Stockfisch und hausgemachten Piroggen zu füttern, mit aufgeweichten Bonbons zu beschmieren, mit Wodka zu trinken und zum Schafskopf zu machen mit speckigen Karten, auf denen statt der Damen nackte Mädchen prangten.

Das Land wollte mit Nikita in Kontakt treten. Beziehungen anknüpfen. Das Land ließ ihn nicht schlafen und nicht nachdenken, es ließ ihm keine Ruhe.

Das Land gähnte, schnarchte, stank, aß, trank, kletterte auf die oberste Pritsche und trat dabei jemandem auf die Hand, knabberte Sonnenblumenkerne, löste Kreuzworträtsel, kratzte sich die Eier, zankte mit dem Zugbegleiter, weil der ihm einen Platz direkt neben der Toilette zugewiesen hatte, stand auf der lauten Plattform herum und sagte:

»Wie heißt diese Station?« »Guckt mal, der Junge ist schon wieder weggetreten.« »Dabei hat er doch gar nichts getrunken.« »Vielleicht drogensüchtig.« »Klar, die fixen oder schnüffeln heutzutage alle!« »Halt den Mund, Mutter, red nicht von Sachen, von denen du nichts verstehst, dem Mann ist schlecht ...« »Vielleicht einen Arzt?« »Wieso soll ich den Mund halten?! Ich hab mein Leben lang an der Werkbank gestanden! Hab geschuftet für Mistkerle wie dich! Also verbiete mir gefälligst nicht den Mund, ich bin Invalidin!« »He, sachte, Frau, die Kinder schlafen!« »Die Kinder! Wenn die groß sind, werden sie auch Kleber schnüffeln und alten Leuten den Mund verbieten!« »Hör auf zu meckern, Babuschka! Komm, singen wir lieber was: AUF DEM FELD DIE PANZER DRÖ-Ö-ÖHNEN! SIE ZOGEN IN DIE LETZTE SCHLACHT!«

Nikita kehrte wieder in sich zurück und ging hinaus auf

die Plattform, eine rauchen. Auf einer gewundenen, quälend langen Strecke näherte sich das Land schaukelnd der Station Dno*. Dann bremste es scharf und hielt neben einer Bahnsteiglampe.

»He, Bruder, wo sind wir hier?«

»Ganz unten!« rief Nikita fröhlich und drängte zum Ausgang.

Die Bahnstation Dno war menschenleer und feucht. Nur die Fahrdienstleiter wechselten Worte in ihrem außerirdischen Dialekt, und unsichtbare Streckenarbeiter klopfen gegen die Eisengelenke der Züge.

»He, wohin, du Hungerhaken?« fragte die dicke Zugbegleiterin, die aussah wie ein Orakel. »Nicht, daß du wieder hinfällst«, fügte sie in freundlichem Baß hinzu. »Meinst du, ich kratz dich dann von den Gleisen?«

Nikita lächelte das Orakel an und zuckte die Achseln. Es roch nach Kohle, morschem Holz und Eisenbahn. Feiner Nieselregen kitzelte sein Gesicht. Und alles schien ein Geheimnis zu kennen. Das man nicht ausplaudern konnte. Weil es nicht lohnte.

2

Im Waggon trat ein kleiner Junge zu Nikita. Er faßte ihn ans Knie und fragte ernst:

»Hast du einen Traum?« Und sagte, ohne die Antwort abzuwarten: »Ich ja: Ich möchte ins Gebüsch fallen und dort leben!«

* Russ.: Grund, Boden, ganz unten (Anm. d. Ü.)

»Das ist alles?« fragte Nikita. »Mehr brauchst du nicht zum Glück?«

Der Junge überlegte, die halbe Faust im Mund.

»Na ja, ich hätte gern noch eine Eisenbahn. Ich würde fahren und fahren. Und dann«, erneut überzog ein Schleier des Behagens die Kinderaugen, »würde ich ins Gebüsch fallen! Und dort leben!«

»Und was hindert dich daran?« Nikita beugte sich hinunter, um die schwindende Aufmerksamkeit des Kindes zu fesseln.

»Die Socken!« brummte der Junge und lief trübsinnig weiter.

»Warme Socken, reine Schafwolle, bei mir nur 50 Rubel, auf dem Markt kosten sie das Doppelte!« rief eine Frau mit einer großen karierten Tasche, während sie sich durch die Waggonschlucht zwängte. »Reine Wolle, greift zu, Mädels, ihr werdet's nicht bereuen!«

Am Ende des Wagens lieferte sich die stimmungsgewaltige Sockenverkäuferin ein ungleiches Wortgefecht mit der Zugbegleiterin, deren voller Baß alle Widerworte übertönte.

»Wie oft soll ich es noch sagen! Wir sind hier nicht beim Roten Kreuz! Wenn du mitfahren willst, dann zahl gefälligst! Das hier ist kein Wohltätigkeitsverein, das ist die Russische! Staatliche! Eisenbahn! Was kümmern mich deine Kinder! Du hast sie in die Welt gesetzt! Ich werfe euch jetzt raus! Das nächste Mal rufe ich die Miliz!«

Nikita griff nach seinem Rucksack und zwängte sich ebenfalls zum Ausgang durch.

Auf dem leeren Bahnsteig, unter der einzigen Laterne, schlief der Junge, der davon träumte, ins Gebüsch zu fallen, ungerührt auf der karierten Tasche mit den Socken. Von einem Gebüsch keine Spur. Nur ein paar blicklose Gebäude

und eine Dorfstraße, die sich in der Dunkelheit verlor. Ein zweiter, etwas älterer Junge, die Hände in den Hosentaschen, sah skeptisch zu der quietschenden Bahnsteiglaterne hinauf. Die Frau schaute dem abfahrenden Zug nach und lächelte. Das gefiel Nikita.

Das Bahnhofsgebäude der Station Kirshatsch war fest vernagelt. Nikita stellte seinen Rucksack auf eine nasse Bank.

»Was soll's, übernachten wir eben hier. Sind wir gewöhnt. Wir kuscheln uns aneinander, dann frieren wir nicht«, sagte die Sockenverkäuferin Antonina Fjodorowna und bedeckte die Bank mit Plastiktüten. »Komm, zieh die Schuhe aus, ich geb dir auch ein Paar Socken, sonst holst du dir kalte Füße.«

»Mama, ich will Tee! Mama, ich bin ganz steifgefroren, und ich hab Bauchschmerzen!« jammerte der ältere Junge, Sewa.

»Hör auf zu maulen! Lächeln! Was hab ich dir beigebracht? Rücken gerade und lächeln! Morgen haben wir bestimmt Glück! Dann kriegst du Tee, und auch Brot und gezuckerte Kondensmilch.«

»Immer morgen, morgen! Gar nichts wird morgen!«

»Untersteh dich! Untersteh dich, so zu denken! Geschweige denn zu reden! Guck dir Ljonka an! Er ist viel kleiner als du, aber er benimmt sich wie ein richtiger Mann!«

Ljonka schlief friedlich, die Hand unter der Wange. Er bezweifelte offenkundig nicht, daß es morgen besser sein würde als gestern.

»Ich war früher genauso wie Sewka«, sagte Antonina Fjodorowna. »Hab immer gleich losgeheult. Und gedacht: Es wird nie besser, im ganzen Leben nicht ... da kann man sich gleich den Strick nehmen! Aber dann hab ich in einem

amerikanischen Buch gelesen, ein gerader Rücken und ein Lächeln, das ist der Weg zum Erfolg. Und jetzt, egal, was passiert, denke ich immer daran: Lächeln und den Rücken gerade! Dann wird alles besser!«

»Und?« erkundigte sich Nikita vorsichtig. »Funktioniert das?«

»Bislang nicht besonders«, gestand Antonina Fjodorowna unbekümmert. »Aber ich verzweifle nicht. Ich weiß, eines Tages wird sich alles ändern, ganz bestimmt!«

Antonina Kisseljowa, Tonja, war in der kleinen Bergarbeiterstadt Chalmer-Ju aufgewachsen. Das liegt hinter Workuta, noch weiter nördlich, Richtung Eismeer mit der Schmalspurbahn, die die Grube einmal pro Woche mit dem Rest der Welt verband.

Mit siebzehn hatte sie einen Kraftfahrer geheiratet. An freien Tagen machten sie Spritztouren durch die Tundra, in dem klapprigen Laster, mit dem er während der Woche Müll auf die Halde fuhr. Dann kam Sewa zur Welt. Und dann wurde die Grube geschlossen. Ohne jede Hoffnung, daß man sich um sie kümmern würde, verließen die Leute nach und nach den zum Tode verurteilten Ort.

Tonjas Mann aber hatte es mit dem Weggehen nicht eilig.

»Die Leute haben jeden Glauben verloren!« sagte er zu seiner Frau. »Wie kann man nur! Unser Staat ist ein Arbeiter-und-Bauern-Staat. Und was sind wir? Wir sind Arbeiter. Überleg doch mal: Kann unser Staat uns einfach dem Schicksal überlassen? Mitten in der Tundra? Natürlich nicht! Du wirst sehen, wir kriegen eine Wohnung irgendwo im Süden, und diese Kleingläubigen, die jetzt weglaufen wie die Ratten, die werden sich in den Hintern beißen!«

Die neunzehnjährige Antonina vertraute ihrem Mann und dem Staat. Und brachte nach Sewa auch noch Ljonja zur Welt.

»So ein dummes Weib!« sagten ihre einstigen Nachbarn, als sie von der Geburtsklinik in Workuta wieder zurück nach Chalmer-Ju fuhr. Doch Tonja lächelte nur geheimnisvoll. Sie wußte ja, eine große Wohnung mit Blick auf ein südliches Meer wartete auf sie.

Sie saß ganz allein im Zug. Der mürrische Lokführer, ein ehemaliger Lagerhäftling, zögerte aus unerklärlichen Gründen mit der Rückfahrt. Dann gab er zwei schrille Pfeifsignale. Tonja drehte sich um.

»Hör zu, junge Frau. Ich sag dir was. Mach dich vom Acker. Worauf wartest du noch? Noch zwei Fahrten, dann ist hier Schluß. Die Strecke wird stillgelegt.«

»Wie – stillgelegt?« fragte Tonja erstaunt. »Und wir? Und die Versorgung? Das kann nicht sein! Sie irren sich!«

Auch der Lokführer nannte Tonja ein dummes Weib und fuhr zurück.

Da kamen Antonina Kisseljowa die ersten Zweifel. Nach einer Woche schob sie, sie wußte selbst nicht warum, den Kinderwagen mit dem kleinen Ljonja zur Bahnstation. Und sah zu, wie die Familie Kapelkin lärmend ihre Habseligkeiten verlud. Der Lokführer, der beim Verladen der Kisten und Bündel half, warf ihr einen genervten Blick zu und spuckte herzhaft auf den Permafrostboden. Nach der Abreise der Kapelkins war Tonjas Familie allein in Chalmer-Ju.

»Da hab ich vorsichtig zu meinem Mann gesagt, laß uns weggehen!« Es war so schrecklich in dem leeren Ort. Aber er hat nur wüst geflucht. Und sogar die Hand gegen mich erhoben. Das hat er früher nie getan, obwohl er Kraftfahrer ist. Ansonsten lag er tagelang mit dem Gesicht zur Wand

auf dem Bett und sagte kein Wort. Und wenn er eingeschlafen war, knirschte er mit den Zähnen, ganz laut, in dieser Stille ... Ich hatte solche Angst ...

Ernährt haben wir uns nur von Buchweizengrütze. Was anderes hatten wir nicht mehr. Ich hab auf dem Hof Feuer gemacht und dort gekocht. Der Strom war ja abgeschaltet, das Gas auch.

›Bald ist der Buchweizen alle, und was machen wir dann? Zu Fuß nach Workuta, einkaufen?‹ hab ich ihn gefragt. ›Und selbst wenn wir das schaffen würden – wovon sollen wir denn einkaufen?‹ Da springt er vom Bett auf, mit ganz irren Augen, und schüttelt mich wie wild. ›Auch du glaubst nicht! Auch du! Miststück!‹ Und legt sich wieder hin, und ich kriege kein Wort mehr aus ihm raus.

Ich hab gekocht und ihm den Topf vors Bett gestellt, der war schon ganz schwarz vom Rauch. Den Tisch hab ich zerhackt, für Brennholz.

Ich hab ihm also das Essen hingestellt, mir die Kinder geschnappt und bin gegangen.

Bei uns im Ort gab es eine Baracke, früher war ein Kino drin, dort haben wir uns kennengelernt, mein Mann und ich. Ich hab Sewka an die Hand genommen, Ljonka im Wagen, und bin dort hin, mich ausheulen. Jeden Tag. Hab geheult wie ein Schloßhund. Sewka gleich mit. Und wenn Ljonja in seinem Wagen wach wurde, hat er auch geschrien. Ja, alle drei haben wir geheult. Ich hatte große Angst, daß die Milch wegbleibt, wegen der Nerven.

Und dann kam der letzte Zug. Ich stand mit den Kindern auf dem Bahnhof. Ich war bloß gekommen, um mal wieder einen lebendigen Menschen zu sehen. Ohne irgendwelche Absichten. Ich steh also da, an den Kinderwagen geklammert, und gucke. Der Lokführer sieht mich und zuckt rich-

tig zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen. Und guckt, als wollte er mir das Herz aus dem Leib reißen. Guckt und guckt.

Zu der Zeit gab's in der Siedlung auf einmal eine Unmenge streunende Hunde. Rudelweise streiften die durch die Straßen. Die Besitzer hatten sie einfach dagelassen. Von diesen Hunden hab ich nachts geträumt: daß sie Ljonka aus dem Wagen zerren und mit ihren Zähnen zerreißen, daß sie Sewa eine Hand abbeißen. Die hatten ja nichts zu essen. Wenn ich die Straße langging, hatte ich immer das Gefühl, daß sie mich mit Bedacht ansehen, als ob sie warten, daß ich mich umdrehe, damit sie meine Kinder fressen können. Die liefen mir immer hinterher, ganz dicht. Als hätten sie's auf den Kinderwagen abgesehen. Wenn ich irgendwas nach ihnen warf, knurrten sie und gaben Ruhe, aber nicht lange.

Tja, ich steh also am Zug. Der Lokführer guckt mich an. Und plötzlich heulen diese Hunde los, und wie! So wild. So verzweifelt. Mir wurde ganz unheimlich. Das Herz hat sich mir im Leib umgedreht. Ich schaue mich um, und sie kommen auf mich zu, die ganze Meute. Ich zum Zug. Der Lokführer springt raus, hilft mir mit dem Kinderwagen rein und sagt immer wieder: ›Na, Gott sei Dank, Gott sei Dank ...‹

Und ist sofort losgefahren, damit ich es mir nicht anders überlege.

Dann haben wir eine Weile bei ihm in Workuta gelebt. Er hat mir erzählt, warum er gesessen hat. Das ist auch so eine Geschichte. Er kommt aus der Gegend von Wologda. Der oberste Natschalnik in ihrem Landkreis hat ihren Ort fast erfrieren lassen. Der Heizkessel war nämlich kaputt, und der Chef hat sich das Geld für die Reparatur in die eigene Tasche gesteckt. Und damit spekuliert. Bei irgendwelchen

Banken. Und wollte es nicht wieder rausrücken. Als die Fröste kamen, sind die Leute zu ihm, und er immer: ›Ja, ja, ja, alles unter Kontrolle, ja, ja, ja, wird alles gemacht!‹

Und die Tochter von diesem Lokführer, Nikolai heißt er, also seine Tochter, die holte sich im Kindergarten eine Lungenentzündung. Und starb. Da ist er hin zu diesem Natschalnik. Er macht die Tür auf, und der Kerl hebt nicht mal den Kopf, legt gleich los: Ja, ja, ja ... Weiter kam er nicht. Nikolai hat ihn mit einer Schrotflinte erschossen. Und dann auf die Miliz gewartet ...

›Als ich dich gesehen hab, wie du mit dem Säugling in den sicheren Tod gehst, hat er gesagt, ›da konnte ich nicht mehr schlafen. Ich hab sogar daran gedacht, dich mit Gewalt zu entführen. Oder dir die Kinder wegzunehmen. Ich hab ja nichts mehr zu verlieren. Aber die Kinder taten mir leid. Wofür sollen die Kinder leiden?‹‹

Antonina Fjodorowna verstummte. »Und dann?« fragte Nikita nach einer Weile. Da sah er, daß sie schlief. Noch immer lächelnd. Und mit geradem Rücken.

Ein Güterzug schlich vorbei. Die Tankwagen mit ihren runden Flanken glichen riesigen Tieren, Nashörnern oder Nilpferden, hartnäckig unterwegs auf der Suche nach dem Glück.

Am Morgen kaufte Nikita Antonina Fjodorowna die Schafwollsocken ab, die er in der Nacht getragen hatte.

›Siehst du, Sewa, ich hab doch gesagt, morgen haben wir Glück, und du hast mir nicht geglaubt!‹ tadelte sie ihren älteren Sohn und kaufte Brot und gezuckerte Kondensmilch in einem verkohlten Kiosk, den betrunkene Männer vor einer Woche ausgeräuchert hatten, weil der Verkäufer den Schnaps nicht umsonst rausrücken wollte.

Ljonka begrüßte einen Strauch in der Nähe mit Hand-

schlag. Sewa wandte sich ab und kaute düster. Antonina Fjodorowna redete auf den Mann im Kiosk ein, ihr »erstklassige Wollsocken« abzukaufen.

»Und dann bin auch ich langsam durchgedreht.« Die Fortsetzung der Geschichte bekam Nikita erst gegen Abend zu hören, als die unermüdliche Antonina Kisseljowa ganz Kirshatsch abgeklappert und sämtliche Wollsocken verkauft hatte und auf den Abendzug wartete. »Ich hatte das Gefühl, daß mein Mann nach mir ruft, mir Vorwürfe macht, weil ich ihn verlassen habe. Die Stimme war ganz deutlich in meinem Kopf, ich fing an, mit ihm zu reden.

›Kolja‹, hab ich gesagt (er heißt auch Nikolai), ich hatte doch nicht um mich Angst, sondern um die Kinder, Kolja!‹

Ich wollte zu Fuß los, ihn dort wegholen. Oder ihm wenigstens was zu essen bringen. Nikolai, also der Lokführer, schloß mich in der Wohnung ein.

›Dummes Weib‹, schrie er, ›der Mann ist verloren, aber du, du hast Kinder!‹

Und ich nur:

›Ich lauf so oder so weg!‹

Nach ein paar Tagen hatte ich ihn soweit. Ich war selber überrascht. Hinter dem Rücken seines Chefs holte er in der Nacht eine Lok aus dem Schuppen, setzte mich in die Kabine, und wir fuhren nach Chalmer-Ju, meinen Nikolai suchen. Ich bekam Schiß, meinte: ›Vielleicht lassen wir das lieber? Vielleicht geh ich lieber zu Fuß? Das ist doch strafbar!‹ Aber er winkte nur ab.«

»Und – haben Sie ihn gefunden?« Nikita saß auf dem Bahnsteig, an das Bahnhofsgebäude gelehnt, und kämpfte mit aller Kraft gegen eine Ohnmacht an.

»Ich weiß nicht. Da war natürlich niemand. Die Türen standen sperrangelweit offen. Die Wohnung war aufgeräumt. Sogar den Topf hat er abgewaschen, den verkohlten ... Wir haben den ganzen Ort abgesucht, jedes Haus. Die Leute haben ja alles offengelassen, als sie weg sind. In der Grube waren wir auch. Aber wir haben niemanden gefunden. Das heißt, ich hab niemanden gefunden, und Nikolai hat nichts gefunden. Er hat nämlich nach einer Leiche gesucht, ich nach meinem lebenden Mann. Selbst die Hunde waren verschwunden. Überall eine Stille, man traute sich nicht mal zu flüstern, so unheimlich war das.

Wir sind unverrichteter Dinge wieder weggefahren. Doch als wir dort rumliefen, kam es mir die ganze Zeit so vor, als ob er mich ansieht. Von hinten. Aber wenn ich mich umdrehte, war da keiner. Dieser Blick – den spüre ich heute noch. Er sieht mich immer an ...«

»Wieso hat Ihr Lokführer Sie denn mit den Kindern gehen und Socken verkaufen lassen?«

»Ich hab ihm vorgeschwindelt, daß ich zu meiner Schwester an den Kuban will, daß ich dort Arbeit kriege und ein eigenes Haus ... Ich wollte einfach weg von ihm. Eine Schwester hab ich nie gehabt.«

»Aber warum?«

»Meine Eltern haben es nicht mehr geschafft, sie sind früh gestorben. Vater ist in der Grube verunglückt, und Mama ist ihm ein Jahr später gefolgt.«

»Ich rede nicht von der Schwester. Ich rede von dem Lokführer.«

»Ach, der Lokführer ... Also, er fing an, von Liebe zu sprechen. Aber ich – mir war nicht nach Liebe, mein Herz ist dort geblieben, in dem leeren Ort. Na ja, der Mann tat mir leid. Ein herzenguter Mensch. Beim Abschied hat er plötz-

lich von seiner Frau erzählt. Die hieß übrigens auch Tonja. Komisch, nicht: zwei Nikolais und zwei Antoninas ...«

»Und was war mit der Frau?«

»Solange der Prozeß lief, hat sie sich tapfer gehalten und ihm Mut gemacht. Aber als er verurteilt wurde, hat sie Hand an sich gelegt. Sich aufgehängt. Er erfuhr es erst nach einem Jahr. Sie hatte vor ihrem Tod ein Dutzend Briefe an ihn geschrieben. Zärtliche Briefe, von wegen, alles in Ordnung, ich warte auf dich, die Heizung ist wieder repariert ... Die Nachbarin hat jeden Monat einen Brief abgeschickt, bis keiner mehr übrig war. Na, da kommt ja unser Zug ...«

3

Junker trank wieder einmal teuren italienischen Wein. Trocken. Roten. Junker hörte wieder einmal Schubert. Fehlten nur noch Kerzen und ein weißes Seidenhemd mit Stehkragen. Junker sprach, wie es sich für einen russischen Aristokraten gehört, vom Schicksal des Vaterlandes. Nikita tat das Knie weh. Ihm war traurig zumute.

»Was fährst du bloß dauernd herum? Was suchst du? Das Rußland, das wir verloren haben?« fragte Junker, während er Wein einschenkte.

»Rußland ...«, echote Nikita.

»Um dann in der Emigration zu hocken, wo deine Frau Katenka im Salon russische Romanzen singt, und einen Roman zu schreiben mit dem Titel ›Verrückte Tage?«

»Ich werde nicht emigrieren, das weißt du doch.«

»Solltest du aber. Das Erdöl hier reicht noch für acht Jahre. Dann ist Schluß. Und neue Vorkommen werden seit dem Ende der Sowjetzeit nicht mehr erschlossen. Was tun?«